

Judith
Merchant

LORELEY
SINGT NICHT MEHR

Kriminalroman

Knaur Taschenbuch Verlag

Jede vermeintliche Ähnlichkeit der Figuren des Buches mit lebenden oder verstorbenen Personen wäre rein zufällig und nicht beabsichtigt.

**Besuchen Sie uns im Internet:
www.knauer.de**



Originalausgabe Juni 2012

Knauer Taschenbuch

© 2012 Knauer Taschenbuch

Ein Unternehmen der Droemerschens Verlagsanstalt

Th. Knauer Nachf. GmbH & Co. KG, München

Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf – auch teilweise – nur mit Genehmigung des Verlags wiedergegeben werden.

Dieses Werk wurde vermittelt durch die Verlagsagentur von Dobschütz, München.

Redaktion: Maria Hochsieder

Umschlaggestaltung: ZERO Werbeagentur, München

Umschlagabbildung: Trevillion Images / Adrian Muttitt

Satz: Adobe InDesign im Verlag

Druck und Bindung: CPI – Clausen & Bosse, Leck

Printed in Germany

ISBN 978-3-426-50864-0

2 4 5 3 1

Für Sanjay

*Ich weiß nicht, was soll es bedeuten,
Dass ich so traurig bin;
Ein Märchen aus alten Zeiten,
Das kommt mir nicht aus dem Sinn.*

*Die Luft ist kühl und es dunkelt,
Und ruhig fließt der Rhein;
Der Gipfel des Berges funkelt
Im Abendsonnenschein.*

*Die schönste Jungfrau sitzet
Dort oben wunderbar;
Ihr goldnes Geschmeide blitzet,
Sie kämmt ihr goldenes Haar.*

*Sie kämmt es mit goldenem Kamme
Und singt ein Lied dabei;
Das hat eine wundersame,
Gewaltige Melodei.*

*Den Schiffer im kleinen Schiffe
Ergreift es mit wildem Weh;
Er schaut nicht die Felsenriffe,
Er schaut nur hinauf in die Höh.*

*Ich glaube, die Wellen verschlingen
Am Ende Schiffer und Kahn;
Und das hat mit ihrem Singen
Die Lore-Ley getan.*

Heinrich Heine

Prolog

Niemand außer ihm war wach, so dachte er zumindest. Er selbst schlief niemals. Ruhelos wälzte er sich in seinem schlammigen Bett, über sich die Sterne, die ihm keinen Blick mehr wert schienen nach so vielen Jahren der Nachbarschaft.

Bald würde der Morgenwind kommen, ihm die Nebelfetzen vom grauen Rücken zupfen und sie in Richtung Südbrücke wehen, die aufgehende Sonne würde seine silbrigen Schuppen für wenige Minuten in unwirklichem Rot erstrahlen lassen, doch all das war ihm gleichgültig. Seit einiger Zeit rührte ihn selbst die eigene Schönheit nicht mehr.

Vater Rhein war alt geworden. Längst hatte er seinen Kampf gegen den regen Last- und Fährverkehr der Schiffe aufgegeben. Klaglos schluckte er ihre öligen Exkremente, litt stumm und sann auf Vergeltung. In den Wintermonaten schwoll er dann, wenn die Wetter günstig waren, gewaltig an, hob sein mächtiges Haupt und spie seine eisige Verachtung in die Keller und Wohnräume der Menschen.

Wehmütig dachte der Rhein an vergangene Zeiten. Damals war er noch nicht allein gewesen, er hatte eine

Freundin gehabt, eine Spielgefährtin. Gemeinsam hatten sie Schiffer gejagt. Sie hatte hoch oben auf dem Felsen gesessen und ihren betörenden Gesang über die glitzernen Wellen perlen lassen, einen Gesang, der die Sinne der Schiffer verwirren konnte. Der Rhein hatte an den Kähnen gerüttelt, und die Männer waren willenlos in seine Wogen gesunken, begleitet von ihrem silberhellen Gelächter.

Loreley.

Er vermisste sie. Seit sie nicht mehr da war, war er allein. Beim ersten Morgengrauen würden wie immer die ersten Jogger auftauchen, rhythmisch schnaufend, manche von ihnen mit Hunden, und ihre Runden über die drei Rheinbrücken ziehen, sinnlose Achten und Schleifen, am Ufer entlang, über die Brücke, am gegenüberliegenden Ufer zurück, eine andere Brücke überquerend, alle taten das, Tag für Tag, Jahr für Jahr.

So vertieft war der Rhein in seine Gedanken, dass ihm das kleine Abenteuer beinahe entgangen wäre. Etwas war ins Wasser gefallen, und er hatte reflexartig seine silbergrauen Wogen darüber zusammenschlagen lassen, noch ehe er erfasst hatte, was es war.

Es war ein Mensch.

Erstaunlich, dachte der Rhein und blinzelte zum Ufer hin, aber sein trüber Blick reichte nicht weit. Er konnte nicht ausmachen, ob der Mensch nur ein besonders dummer Schwimmer war oder aber von einem seiner Artgenossen ins Wasser geschubst worden war.

Der Rhein schüttelte seine Trägheit ab und konzentrierte sich auf den Körper, der ihm so unverhofft zugefallen war. Vor Vorfreude entschlüpfte ihm ein Glucksen.

Das Spiel konnte beginnen.

Er schickte seinem Opfer einen Strudel hinterher, umfing ein blasses Fußgelenk, zog spielerisch daran. Vom eigenen Auftrieb beflügelt, schnellte der Körper in die Höhe. Vater Rhein tastete ihn mit seinen nassen Finger ab. Der Mensch war nackt. Das war seltsam, jetzt, im Winter. Neugierig musterte er die helle Haut. Etwas ließ ihn stutzen. Flecken. Dunkle, ungleichmäßige Flecken überzogen den Körper wie ein löchriges Netz.

Er schlang seine nassen Arme um das Opfer, um mit eisiger Umklammerung die Temperatur des fremden Körpers seiner eigenen anzupassen. Viel zu tun blieb ihm nicht. Der Körper war bereits kalt.

Tag eins

Erst als der Haken sich durch sein weiches Fleisch bohrte, krümmte sich der Wurm, doch wenn er damit gegen sein Schicksal protestieren wollte, so krümmte er sich umsonst. Es war dunkel, so dass der Angler ihn nicht sehen konnte, und selbst wenn, es wäre ihm egal gewesen.

Hannes Menzenbach warf die Angel aus, und während er sich zurücklehnte, spürte er, wie sich eine wohlbekanntere Erregung in ihm aufbaute. Er war bereit. Bereit für den Aal, der früher oder später anbeißen würde.

Andere priesen die Ruhe, die das Angeln mit sich brachte, aber für Hannes war es anders. Für ihn war Angeln ein Kampf, ein Zweikampf. Sein Gegner war der Aal, und Hannes wusste, er würde ihn besiegen. Er besaß alles, was er dazu brauchte: einen Ring mit Knicklicht als Bissanzeiger. Tauwürmer, damit die Kleinfische ihm nicht alles wegfraßen. Vor allem aber besaß er die nötige Erfahrung.

Er hatte einen halben Tauwurm pro Haken aufgezogen. Als der Köder mit einem hellen Klatschen unter der schwarzen Wasseroberfläche verschwand, verschwand mit ihm auch alles andere, selbst die bevorstehende Ver-

abredung, die ihn die halbe Nacht wach gehalten hatte. Nur Chris verschwand nicht. Gerade in den Stunden, in denen Hannes allein mit dem Rhein war und auf den ersten Biss wartete, war Chris bei ihm. Und das war gut so. Diese Stunden gehörten ihm und seinem Sohn. Und dem Aal, wenn er kam.

Es war nachtschwarz, der helle Schein der Straßenbeleuchtung, die die Rheinpromenade säumte, hätte auch bei klarer Sicht nicht bis zum äußersten Ende der Buhne gereicht, wo er saß, jetzt aber, im Nebel, konnte er die hellen Lichtflecken in der Schwärze der Nacht kaum ausmachen.

Nichts anderes war wichtig. Nur er und der Rhein und sein Aal. Alles war gut. Er hatte alles im Griff.

Hannes stellte sich vor, wie sein Aal zielstrebig durch das eisige Wasser glitt auf der Suche nach einem Opfer. Der Aal war ein nachtaktives Raubtier, und jetzt, in den frühesten Morgenstunden, war seine Zeit. Hellwach zickzackte er umher, wenn die Fähren noch fest vertäut am Ufer ruhten und bestenfalls im Wind leicht schaukelten, aber noch war kein Wind aufgekommen.

Der Köder war gut. Der Aal würde anbeißen, dem kalten Wetter zum Trotz.

Doch bis dahin verging viel Zeit, Zeit, in der Hannes auf die dunkle Wasseroberfläche starrte und seinen Gedanken nachhing. Dann meldete sich der Bissanzeiger. Der Aal hatte angebissen. Hannes stand auf, schlug mit der Rutenschnur an, so dass der Haken sich fest ins Maul des Tieres grub, und drillte ihn so schnell es ging ans Ufer, damit der Aal sich nicht festsetzen konnte.

Hannes griff ihn fest, so fest er konnte, bemüht, seinem sich kraftvoll windenden, glitschigen Leib auszuweichen. Sein Messer trennte den Kopf vom Rumpf, aber

auch jetzt ließ er keine Sekunde locker, denn dies war der kritische Moment.

Einem weniger erfahrenen Angler mochte der Aal an dieser Stelle entwischen, nicht aber Hannes. Er hatte alles im Griff. Er wusste, dass die Muskelkraft eines geköpften Aals enorm war, immer noch konnte das Tier sich losreißen, ins schwarze Wasser klatschen und weiterschwimmen, ein kopfloser Geisterfisch, der es noch eine Zeitlang mit der eiskalten Strömung des Rheins aufnehmen würde, selbst wenn sein Kopf am Ufer lag und mit toten Augen auf die umherliegenden Basaltbrocken blickte.

Hannes umklammerte den sich windenden Aal länger als nötig. Er genoss den Zweikampf. Diese Minuten waren es, die das stundenlange Warten in Kälte und Dunkelheit krönten, der einsame Kampf.

Dann quirlte der Aal kopflos im Eimer, und Hannes warf die Angel erneut aus, doch der Wurf misslang. Als er die Angelschnur einholen wollte, spürte er, dass etwas Schweres daran hing. Er zog noch einmal, diesmal vorsichtiger, und spürte Widerstand. Der Haken hing fest. Hannes zog die Taschenlampe aus dem Rucksack und ließ ihren hellen Lichtkegel über die Wasseroberfläche huschen.

Sanfte, schwarze Wellen kräuselten sich, eine neben der anderen.

Dann sah er das bleiche Bein.

*

Schon seit Jahren gab es keinen Ganzkörperschlaf mehr für Juli. Wenn sie schlief, blieb mindestens eines ihrer Ohren wach.

Als sie den dumpfen Aufprall hörte, blieb ihr Herz stehen, zumindest fühlte es sich so an. Für einen Moment lag sie schockstarr, gefangen im Gespinnst ihrer Traumfetzen. Dann kam der Gedanke an die Kinder, an das, was ihnen passieren konnte, und sie war schlagartig hellwach.

Juli hatte gerade geträumt. Sie konnte nicht mehr sagen, was sie geträumt hatte, es war etwas Schönes gewesen, sie war an einem Ort gewesen, wo sie warm und weich und sicher war, vielleicht im Urlaub, Atlantikküste, blaues Meer, Sonnenwärme auf dem nackten Bauch, Plastikspielzeug im Sand verstreut, die Vorfreude auf ein Eis vielleicht.

Gewöhnlich waren es durchdringende »Mama, Mama!«-Rufe, die sie weckten, dieses Geräusch war neu, bedrohlich. Als ob jemand aus dem Bett gefallen wäre. Fips vielleicht ...

Sie war aufgesprungen, unwillkürlich, instinktiv. Aus dem Zimmer der Jungen hörte sie Gemurmel. Sie drückte den Schalter, und Licht flutete das Zimmer, entriss der Nacht die bunte Autotapete, den gelben, mit vielen Filzstiftstrichen bemalten Sitzsack, den mit Zeichnungen übersäten Maltisch.

»Was ist passiert?«

Die Antwort war unterdrücktes Kichern. Sie trat zum Hochbett. Die Ausbuchtungen unter der Bettdecke verriet ihr, dass die Jungs sich wieder in das untere Bett verkrochen hatten und dort darauf warteten, dass sie die Decke wegzog und sie entdeckte. Sie tat ihnen den Gefallen.

»Huch!«, machte sie. »Wo sind denn meine Jungs? Ich kann sie nicht sehen! Ach, hallo, Krokodil, kannst du

mir helfen, meine Jungs zu suchen?« Sie klapperte gefährlich mit den Zähnen und hörte Fips unter der Decke entzückt aufschreien, dann schnappte sie nach den Knabenfüßen, die darunter hervorlugten. »Ha! Ich hab was!« Noch ehe sie ebenfalls nach Antons Füßen suchen konnte, hing Fips ihr schon um den Hals, sie roch seinen tröstlichen Kindergeruch und fühlte seine weichen Lippen, als er sie mit Küssen überschüttete. Mit ihm auf dem Arm setzte sie sich auf die Bettkante.

»Warum seid ihr wach? Ich hab ein Geräusch gehört.«

»Fips ist aus dem Bett gesprungen, von ganz oben. Wir wollen mit dir Verstecken spielen«, sagte Anton und zog verlegen an seinem Schlafanzugoberteil. Er wusste genau, dass sie eigentlich nachts schlafen sollten, und versuchte, an ihrer Reaktion abzuschätzen, ob sie schimpfen würde oder nicht. Fips war das egal, er presste seinen Kopf weiter an ihren, bis sie sich vorsichtig aus seiner Umklammerung löste.

»Es hat so laut gerumst. Hast du dir weh getan?«

Fips schüttelte den Kopf, und Juli unterdrückte das Bedürfnis, seinen mageren Jungenkörper nach Verletzungen abzusuchen. Er war das wildeste ihrer Kinder, und so manches Mal war er mit Prellungen und aufgeschlagenen Knien herumgelaufen, die sie erst abends beim Baden entdeckt hatte. Aber sie wusste, wenn sie das Licht nicht bald wieder löschte, war an Schlaf nicht mehr zu denken. Sie durfte nicht zu viel herumalbern. Das Krokodilspiel ... Für einen Moment war sie froh, dass Gis nicht aufgewacht war. Mit den Augen von Gis betrachtet, hatte sie gerade wieder eine pädagogische Sünde begangen.

Die Kinder werden nie lernen durchzuschlafen, wenn du bei jedem Pups aufstehst und Quatsch mit ihnen machst.

Irgendwie hatte er recht. Auf der anderen Seite – er schlief jetzt tief und fest. Von den nächtlichen Unruhen war Gis durch zwei Stöpsel Ohropax getrennt, da konnte er, wenn er morgens ausgeruht erwachte, leicht pädagogische Reden schwingen.

»Marsch ins Bett«, sagte sie so streng wie möglich und dämpfte ihre Stimme, wie um der nächtlichen Stunde Tribut zu zollen. »Sonst wacht Hedda auf. Es ist noch nicht Zeit zum Aufstehen.«

»Wie spät ist es?«, wollte Anton wissen. Er lernte gerade die Uhr.

Juli seufzte. Sie hatte ihre Armbanduhr nicht um. Aber es war wichtig, Anton zu bestärken, wenn er einmal von sich aus etwas wissen wollte. Das kam selten genug vor. Während sein jüngerer Bruder die Welt von früh bis spät mit Fragen bestürmte, blieb der sechsjährige Anton immer im Hintergrund. Juli ging also ins anliegende Bad, warf einen Blick auf den Radiowecker und trat zurück zu den Jungs. »Vier Uhr und fünfzehn Minuten.«

»Viertel nach vier«, korrigierte Anton sie ernsthaft, dann wartete er, bis sie ihn zugedeckt hatte. Sie küsste die Jungen, löschte das Licht und schloss vorsichtig die Tür.

Vier Uhr! Sie war erst vor drei Stunden zu Bett gegangen, hatte noch Wäsche zusammengelegt für den Kindergarten. Die Eltern wuschen die Handtücher reihum, und irgendwie war sie jede Woche dran, zumindest kam es ihr so vor. Vielleicht wusch sie zu oft? Vielleicht hatte sich jemand bei der Liste vertan, und sie wusch die Handtücher ganz allein, nur weil sie die Verteilung nicht in Frage stellte? Sie sollte das nachprüfen. Noch während sie im Geiste eine Notiz machte, wusste sie, dass ihr morgen im Kindergarten ohnehin alles egal sein würde, sobald

sie Fips und Anton glücklich abgeliefert und drei kostbare Stunden freie Zeit vor sich hatte. Zeit, um einzukaufen, Wäsche zu waschen und das Mittagessen zu kochen. Das Mittagessen im Kreise der Familie war wichtig, ebenso wie das Essen selbst, Bio sollte es sein und selbstgeköcht und ...

Bitte, lieber Gott, mach, dass sie jetzt schlafen, dachte sie, dann öffnete sie leise die Tür zu Heddas Zimmer. Egal, wie müde sie war, sie konnte nie darauf verzichten, bei jedem Kind nach dem Rechten zu sehen, genauso, wie sie bei jedem nach der Geburt die Finger und Zehen gezählt hatte, wieder und wieder, starr vor Staunen über das Wunder, das die Natur an ihren Kindern vollbracht hatte.

Zum achten Geburtstag hatte Hedda sich eine neue Zimmerfarbe aussuchen dürfen, und die linke Zimmerwand leuchtete in sattem Lila, ihrer aktuellen Lieblingsfarbe. Anders als ihre kleineren Brüder hatte Hedda Angst im Dunkeln. Juli trat ans Bett.

Ihre Tochter schlief. Obwohl es kühl im Zimmer war, kringelte sich ihr Haar in schweißfeuchten Strähnen, und Juli schlug vorsichtig die Bettdecke auf, damit sie ein wenig Hitze abgeben konnte. Halb erwartete Juli, dass das Mädchen hochschrecken würde und weinend ihre Arme um sie schlingen würde, gefangen im Gespinst schrecklicher Alpträume, aber Hedda atmete tief und fest, und das war gut, auch wenn Juli für einen irrationalen Moment gern die Kinderarme um ihren Hals gespürt hätte.

Hedda schlief. Alles war gut. Die Kinder waren in Sicherheit.

Noch zwei Stunden Schlaf, dachte Juli, als sie ins Bett kroch, neben Gis, der regungslos auf seiner Seite lag.

Höchstens. Nur, wenn sie umgehend einschief und bis zum Schrillen des Weckers nicht gestört wurde. Trotzdem musste sie lächeln.

Ich würde verrückt werden, wenn Lilly nachts ständig nach mir verlangte, hatte Marla gesagt, aber Marla war eben Marla, und Juli war Juli. Juli hielt das aus. Juli hielt viel aus. Alles.

Nur fünf Stunden. Sie wusste, sie würde heute wieder nicht auf mehr als fünf Stunden Schlaf kommen. Es sei denn ... Juli spürte, wie sich ihre Glieder lockerten, sie wurde müde.

Sie schlief beinahe.

»Mama?« Ein kleiner dunkler Schatten stand in der Tür. Für einen Moment ging in Julis Kopf alles durcheinander, das mochte eine vierjährige Hedda sein oder war es Anton, aber dann trat die Gestalt auf sie zu, und sie erkannte, dass es Fips war, klein und mager für sein Alter. »Ich hab einen Alptraum«, verkündete er siegesgewiss.

Juli richtete sich auf, sie fühlte sich benommen. »Fips«, sagte sie.

»Mama! Ein Alptraum!«

Sie seufzte. »Du bist wach. Wenn man wach ist, hat man keinen Alptraum.«

»Doch, ich schon! Und wenn ich allein schlafen muss im Bett, dann hab ich das die ganze Nacht, viele davon. Darf ich bei dir schlafen?« Treuherzig blickte er sie an.

Sie seufzte und hob die Decke. »Komm! Aber keinen Mucks.«

Sie wartete, bis er zu ihr gekrabbelt war, dann drehte sie sich zur Wand und schloss die Augen. Bitte schlaf, dachte sie.

»Ist ja auch besser, wenn ich bei dir schlafe«, hörte sie Fips an ihrem Rücken. »Weil, Papa schläft ja immer so fest. Und einer muss dich beschützen. Das mach ich jetzt. Weil, ich bin dann dein Beschützer. Oder, Mama?«

Sie presste die Augen fest zu und hoffte, dass sie beide der Schlaf überfallen würde, jetzt, unvermittelt.

»Mama? Ich hab dich was gefragt.«

»Schlaf gut, mein Schatz«, flüsterte sie.

Mit angehaltenem Atem lauschte sie ins dunkle Haus, ob Anton seinem Bruder folgen würde, aber kein Laut drang aus dem Jungenzimmer. Fips bohrte seinen Kopf in ihre Seite, seufzte, warf sich herum und zog dabei die Decke mit sich. »Warum schläft Papa immer so doll?«, murmelte er schläfrig.

Juli antwortete nicht, um ihn nicht zu weiteren Fragen zu animieren, aber in ihr nahm die Frage Fahrt auf, kurvte durch ihren Kopf und warf ein Echo in das Tal ihrer Schädeldecke.

Warum schläft Papa immer so tief?

Irgendetwas an dieser Frage erschien ihr bedrohlich. Als ob diese Frage noch viele, viele Sorgen mit sich bringen würde. Sie dachte darüber nach, bis sie endlich einschlief, eine knappe halbe Stunde ehe der Wecker schrillte.

*

Als Kriminalhauptkommissar Jan Seidel am Fundort eintraf, war es fast Morgen, doch er hatte noch keine Sekunde geschlafen. Er parkte seinen Mini am Fähranleger Niederdollendorf und rieb sich noch einmal die Augen, ehe er ausstieg, um seinen Job zu tun.

Sein erster Blick galt nicht dem Einsatzwagen, der weit hin sichtbar mit blinkenden Lichtern auf die Anwesenheit seiner Kollegen hinwies, sondern den Möwen. Die Möwen schienen unbeeindruckt von den Lampen, die die Morgendämmerung erhellten, sie hockten nebeneinander auf dem Strick, mit dem die Reservefähre am Ufer vertäut war, dunkle Schemen. Eine löste sich aus dem Pulk, segelte durch die Luft und kreiste dann kreischend über der nebelverhangenen Bühne, ganz so, als wolle sie ihm freundlich den Weg weisen.

Nette Möwe, dachte Jan. Er folgte ihrem Wink.

Es gab keinen Grund, sich vor dem Anblick der Leiche zu fürchten, denn es war, so viel hatte die Einsatzzentrale ihm mitgeteilt, ein Mann, den man gefunden hatte. Mit männlichen Leichen hatte Jan kein Problem. Es waren die toten Frauenkörper, die sich in den unmöglichsten Augenblicken vor sein Blickfeld schoben und ihn an seiner geistigen Gesundheit zweifeln ließen.

Jans aktuelles Problem war seine Müdigkeit, und die verdankte er dem Treffen mit Nicoletta, von dem ihn der Anruf fortgerissen hatte. Es war ein vielversprechendes Treffen gewesen, das erste seit dem desaströsen Versuch eines Neustarts letzten November. Nicoletta hatte ein neues Kleid getragen, dunkelrot, mit einem eigenartig verwickelten Ausschnitt, der ihm etwas präsentierte, das gleichzeitig vertraut und gefährlich schien. Dieses Kleid ist eine Botschaft, hatte er gedacht, und der Abend hatte sich zunächst so entwickelt, als habe er mit dieser Einschätzung recht gehabt. Ein spätes Essen beim Japaner in Bonn, ein Cocktail im Che Guevara, ein Spaziergang am Rhein, vorbei an schlafenden Möwen. Und als Abschluss der Kaffee in seinem Zimmer bei Edith. Es waren eigent-

lich mehrere Kaffee gewesen, die Art von Kaffee, die den Abschied hinauszögerte oder eher: die Entscheidung, in welche Richtung sich das Treffen entwickeln sollte.

Dazu Nicoletta, die mit schiefgelegtem Kopf lachte, die ihn beiläufig berührte und immer wieder diesen Ausschnitt präsentierte, vertraut, fremd. Sie hatte viel erzählt, neue Anschaffungen, Verwandtschaftsgeschichten, Jobgeschichten, beinahe, als läge ihr all das auf dem Herzen, als wolle es raus, als wolle es zu ihm, nein, als müsse es ihm erzählt werden, unbedingt. Doch dann hatte das Gespräch eine schockierende Wendung genommen.

Der Anruf mit der Nachricht, am Flussufer in Königswinter sei eine Leiche gefunden worden, hatte ihn gerettet vor dem, was er unweigerlich hätte sagen müssen. Deswegen trat er trotz seiner Müdigkeit vergleichsweise tatkräftig auf die bucklige, betonverschandelte Rampe, die hinunter zum Ufer und auf die Bühne führte.

Der Rhein lag verhüllt von Nebelschleiern, aber leises Stimmengewirr aus dem milchigen Gespinnst verriet ihm, wo die Kollegen im Einsatz waren. Die Weiden und Platanen waren winterlich kahl, in ihnen ballten sich dunkle Kugeln. Misteln. Jan dachte an Mistelzweige, die zum Küssen einluden, an das vergangene Weihnachtsfest mit seiner Großmutter. Sie war die Einzige, die ihn derzeit küsste.

Die Strahler der Spurensicherung erhellten nur den Anfang der Bühne, leuchteten jedes Detail aus: buckliger Basalt, dazwischen Beton, Geröll. Die Kollegen wuselten umher, errichteten eine Sichtsperrre, damit der Tote vom Ufer aus nicht zu sehen war. Der Rest der Bühne lag im Dunkeln. Im Dunkeln? Nein.

Jetzt sah er das Leuchten. Es kam vom Ende der Bühne. Ein fluoreszierendes gelbliches Licht. Was war das? Er trat näher.

Eine Gestalt löste sich aus dem Nebel und trat auf ihn zu. Es war seine Kollegin Elena Vogt.

»Was ist denn hier los? Arbeiten die Kollegen jetzt im Dunkeln?«

»Eine ganz spezielle Auffindesituation, extra für dich. Die Kollegen sind schon an der Leiche dran«, sagte sie und deutete auf die helle Stelle im wabernden Nebel.

In diesem Moment flammten die starken Lampen der Spurensicherung auf und erhellten die gesamte Bühne.

»Licht aus!«, brüllte Elena. »Seidel ist hier!«

Das Licht erlosch, und jetzt konnte Jan das geisterhafte Leuchten wieder sehen. »Was ist da los?«, fragte er. »Was für ein Licht ist das?«

Elena hob die Augenbrauen. »So eine Art Christbaumbeleuchtung, könnte man sagen. Komm und schau es dir an.«

Mit jedem Schritt, den Jan näher trat, wurde das Leuchten stärker. Männer in weißen Schutzanzügen huschten wie Gespenster um ihn herum, die Kollegen von der Spurensicherung, die ihre Arbeit taten, mysteriöse Linien zogen, nummerierte Tafelchen verteilten und unsichtbare Fundstücke in etikettierte Plastiktüten steckten.

Jan konnte die Umrisse eines Körpers erkennen, der im dunklen Wasser lag. Wenige Meter entfernt floss der Rhein schnell und stark, aber hier hatte die Bühne ihn beruhigt, so dass die Wasseroberfläche fast unbewegt schien. Der Mann war offenbar nackt, die fahle Haut seines Rückens geisterhaft erhellt von unzähligen Lichtpunkten.

Die Leiche leuchtete.

Jan ging unwillkürlich in die Hocke. »Was zum Teufel ist das? Probieren die Kollegen irgendwelche modernen Methoden aus?«

Elena schnaubte. »Die Kollegen von der KTU spucken im Moment Gift und Galle, weil unsere Leiche mit Fremdspuren versaut wurde.«

»Was sind das für Lichter?«

»Knicklichter. So was gehört zum Anglerbedarf.«

»Die Leiche wurde so aufgefunden?«

»Nicht direkt. Offenbar hat unser Zeuge sich extra die Mühe gemacht, sie für uns herzurichten, damit wir sie besser finden – das behauptet er zumindest.« Der spöttische Unterton in Elenas Stimme verriet, wie viel sie von diesen Beteuerungen hielt.

»Er hat was?«

»Die Leiche für uns zum Leuchten gebracht. Simsalabim!«

»Wer ist der Mann?«

»Hannes Menzenbach, ein Hobbyangler. Sitzt da hinten und starrt auf den Rhein.« Elenas Finger wies auf eine unsichtbare Stelle im Nebel. »Er hat um 5 Uhr 47 bei der Zentrale angerufen. Hätte er noch eine halbe Stunde gewartet, wäre mein Wecker sowieso gegangen. Na ja, wir mussten schnell machen, ehe die Presse kommt.«

Jans Blick wanderte zum Ufer. Jetzt verstand er die Eile. Die geisterhaft glimmenden Knicklichter boten der Presse ein spannendes Motiv, das bald, da es Tag wurde, nicht mehr viel wert war. Ein feiner schwefelgelber Streifen ließ die Silhouette des Siebengebirges bereits deutlich hervortreten.

»Warst du etwa noch aus?« Elena musterte mit hochgezogenen Augenbrauen seinen modernen Anzug, das ge-

streifte Hemd. Jan konnte ihr ansehen, dass der Anruf sie aus dem Bett geholt hatte. Sie trug unter dem offenen Mantel eine falsch geknöppte Strickjacke, und wenn ihn nicht alles täuschte, lugte darunter ihr Pyjama hervor. Elena legte so wenig Wert auf ihr Äußeres, dass es ihm manchmal in den Augen weh tat.

»Ja«, sagte er. »Wissen wir schon etwas über die Identität?«
»Ich wusste gar nicht, dass du so eine Nachteule bist«, sagte Elena und grinste. »In unmittelbarer Umgebung sind keine Kleider, keine Papiere, nichts. Wenn er irgendwo ins Wasser gegangen sein sollte, dann weiter oben. Ich glaube kaum, dass er bei den winterlichen Temperaturen nackt bis zum Rhein gelaufen ist.«

Bei ihren Worten sah Jan unwillkürlich zu den Füßen des Toten, aber er konnte nicht viel erkennen. Egal. Leichenschau war nicht sein Job. Das sollte Frenze machen.

»Irgendwelche Hinweise auf Gewaltanwendung?«

»Auf den ersten Blick nicht.«

»Spinnt der Kerl?«

»Wer?«

»Der Zeuge, der die Leiche gefunden hat. Wegen der Lichter.«

»Auf mich macht er nicht den Eindruck. Er behauptet, er habe die Leiche markieren müssen, damit er sie wiederfindet. Er hatte kein Handy dabei und musste zum Telefonieren nach Hause, das ist rheinaufwärts, im Ortskern Königswinter.« Das war dort, wo auch Jan wohnte. »Irgendwas ist da komisch, aber er ist kein Psychotiker oder so.«

»Dann sollten wir uns ihn ganz genau angucken.«

Schweigend betrachteten sie das geisterhafte Glimmern des toten Körpers, dann trat Elena einen Schritt nach vorn, bückte sich nach einem der Lichter und gab es Jan.